Sternstunde der Liebe

Autor(en): **Leitich, Albert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 37

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-644870

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

kühl gehalten. An bestimmten Stationen (so daß ein Zug in vierundzwanzig Stunden dreimal frisches Eis erhält) stehen bei Einfahrt des Zuges Handwagen mit riesigen Eisblöcken bereit. Natürlich werden zuerst einmal die Trinkwasseranlagen an beiden Enden jeden Wagens mit Eis versorgt. Ein Mann sitzt auf dem Dach neben einer Oeffnung, in die er die Eisbrocken versenkt, die ihm ein anderer von unten zuwirft. Dann werden die großen Blöcke in Behälter unten an jedem Wagen versorgt, und zwar mehrere Zentner pro Wagen. Die heiße Luft, vielerorts an der Sonne 50 Grad Celsius, dringt zuerst in diese Eiskammern ein, und erst nachher gelangt sie abgekühlt durch die Ventilöffnungen in die Wagenabteile zu den Passagieren. Die Kühlung kann regliert werden und wird auf etwa 25° gehalten. — Wenn man ein solches künstlich gekühltes Abteil betritt, nachdem man in der Sonnenglut auf dem heißen Bahnsteig auf den Zug gewartet, hat man zuerst einen Schreck und meint an den Nordpol versetzt zu sein, findet es aber bald sehr angenehm. Tritt man aber aus dieser Kühle ins Freie, glaubt man in die Hölle geraten zu sein, besonders wenn sich zur Hitze noch lästige Fliegen gesellen, die es natürlich im künstlich gelüfteten Raume auch nicht gibt. Trotzdem empfindliche Leute sich einen Schnupfen holen können beim Wechsel von der Hitze in die „Kälte", besonders wenn sie keinen Mantel bei sich haben, so ist eine Reise im künstlich kühlen Zug einer solchen mit natürlicher Temperatur hundertmal vorzuziehen. Nachdem ich vierzig Stunden lang in Mexico mit 40° C im Eisenbahnwagen gereist war, fühlte ich mich nicht wie am Nordpol, sondern wie im Himmel im kühlen Wagen in den Vereinigten Staaten, und schlief wie ein Gott, trotzdem ich nicht in einem Bett war, sondern nur auf einem Sitz mit verstellbarer Rückenlehne!

100 % amerikanische Reklame ist aber wohl das Blind-Autofahren. Autofahren mit verklebten und mehrfach verbundenen Augen in dem Verkehr, wie er hier überall herrscht, wo doch sonst schon so viele Verkehrsunfälle passieren?! Jawohl! Und zwar behauptet der junge Mann, beim Blindfahren sei ihm noch gar nie etwas passiert, während er beim Sehendlenken auch schon ab und zu mal ein Schutzblech „geliefert" habe. Billy Russell heißt der Jüngling, der im ganzen Reiche Aufsehen mit seiner Blindfahrerei erregt und sich so seinen Lebensunterhalt verdient. Ein überschlanker, blonder, nervöser Mensch verklebt sich vor den Augen des Publikums seine Augen mit einem breiten Leukoplast, bindet sich ein von jedem Zweifler beaugenscheinigtes dickes schwarzes, absolut undurchsichtiges Tuch vor's Gesicht und beginnt Punkt 4 Uhr — wie in den Lokalblättern angekündigt — seine Tournee durchs Städtchen, nicht ohne vorher gesagt zu haben, welche Geschäfte er besuchen werde. Es geht alles programmäßig: das Auto parkiert gemäß der Verkehrsvorschriften und am richtigen Ort, und er tastet sich in den Laden, kauft etwas oder unterhält sich mit dem Inhaber und setzt seine Fahrt fort. Kehrt schließlich, nachdem er sich noch an einer Tankstelle mit Benzin versehen, in die Chevrolet-Garage zurück. Die Fahrt hat ca. 35 Minuten gedauert. — Der junge Mann ist vollkommen erledigt. Das schwarze Tuch, das wiederum jeder inspizieren kann, ist naß geschwitzt. Erschöpft sinkt er auf einen Stuhl und trinkt das dargebotene Glas Wasser. Rafft sich dann aber auf, um uns den Trick zu erklären. — Es ist kein Trick. Sondern durch lange Uebung hat er es tatsächlich dazu gebracht, sicher fahren zu können, ohne zu sehen. „Wenn man nichts sieht, wird man durch nichts abgelenkt und kann sich ganz auf seine Aufgabe, das Lenken des Automobils konzentrieren. „Und natürlich wird ihm mit einem Chevrolet, Modell 1936, seine Arbeit unendlich erleichtert, da diese Wagen ja einfach wunderbar zu handhaben sind! — Bezahlt wird Billy für seine Vorführung erstens vom Chevrolethändler des Ortes, dann auch von jedem Geschäftsbesitzer, den er auf seiner Fahrt mit seinem Besuche beehrt hat. Jedenfalls kriegt er soviel, daß es sich lohnt, blind zu fahren — trotzdem es sehr anstrengend ist — und daß er es sich sogar leisten kann, nur einmal wöchentlich so zu „arbeiten".

Bern in Blumen

Elisabeth Schlachter

Schöne Stadt — daß ich dich schaue!
Bist wie eine holde Fraue
In des Sommers reichem Schmuck!
Hast das Festkleid angezogen —
Ueber Pfeiler, Tür und Bogen,
Ueber grauem Mauerstück.

Gleißt's und glimmert's wie Edelsteine!
Blumen, Blumen! — Ach, ich meine:
Wer dich so gesehen hat,
Nimmer kann dein Bild ihm schwinden,
Nein, du wirst sein Herze binden,
Liebe, schöne, traute Stadt!

* * *

Sternstunde der Liebe

Von Albert Leitich

Ehe das erste Ehejahr zu Ende ging, legte man Brigitte Mahr ein Kind in den Arm, einen schönen, wohlgebildeten Knaben, der die strahlenden blauen Augen der Mutter hatte, und in überströmender Seligkeit lachte sie ihren Gatten an, als er ihr dankbar die schmalen Hände küßte.

Niemand konnte ahnen, daß damals schon das Unheil auf dem Wege lauerte. Kaum war der kleine Rolf drei Jahre alt geworden, fing es an. Allmählich erlosch das Feuer in den Augen der jungen Frau, ihr Lachen wurde seltener, ihre Gedanken schienen abzuirren und in die Ferne zu schweifen, und wenn Georg Mahr sie plötzlich fragte: „Woran denkst du? Was hast du, Brigitte?" dann erschrack sie und sagte verwundert: „Ich? Was sollte ich denn haben?"

Erst dachte er, sie sei krank, und da tat sie ihm leid. Dann hielt er ihre Verstimmung für Laune und ärgerte sich.

„Du beschäftigst dich zu wenig, Brigitte. Früher sah ich stets ein Buch in deiner Hand, jetzt sehe ich dich fast nie mehr lesen. Warum nicht?"

Sie antwortete nicht.

Einmal, als sie auf der Treppe stolperte und er maßlos erschrack, rief er voll Aerger: „Ja, sag mal, Brigitte, hast du denn die Stufen nicht gesehen?! Es ist doch heller Tag!"

Da begann sie plötzlich fassungslos zu weinen.

Eines Tages sagte sie ihm, sie wolle in die Stadt fahren und einen Arzt aufsuchen. Sie fühle sich nicht ganz wohl.

Als sie zurückkam, war sie sehr blaß und still. Seinen besorgten Fragen wich sie aus, und den Namen des Arztes wollte sie nicht nennen. Da ärgerte er sich wieder.

Er trat einmal unversehens in ihr Zimmer und sah wie sie, bald das eine bald das andere Auge mit der Hand verdeckend, zu lesen versuchte. Da rang sich ein entsetzter Schrei von seinen Lippen, und in wortlosem Entsetzen umschlang er die Frau, die so still, so heldenhaft wie eine Dulderin getragen hatte, was sie allein als unabweisbar hatte kommen sehen . . .

Nun begann eine förmliche Hetzjagd nach allen möglichen Großstädten der Welt, um bei den berühmtesten Aerzten Rat und Hilfe zu suchen. Es gab immer dieselben langweiligen Untersuchungen, die gleichen Versuche mit dem Augenspiegel, endlich das gleiche, stumme, hoffnungslose Kopfschütteln.

Die lichtlosen Augen, die so ungeblendet in die Sonne schauten, konnten nicht mehr sehen, aber die arme, junge Frau erriet den Urteilsspruch der Aerzte auch so. Keine rettende Operation konnte ihr je wieder das Augenlicht geben. Es wurde von Tag zu Tag schwächer, dann erlosch eines Morgens auch der letzte undeutliche Schimmer, und es kam die lange, tiefe, schwarze Nacht.

Georg Mahr ertrug es noch schwerer als Brigitte, die stille, sanfte Frau, die ihn bat, von weiteren ärztlichen Untersuchungen abzusehen, da diese sie nur maßlos erregten: „Mir ist ja so viel Liebes geblieben!“ sagte sie ihn umschlingend und ihre andere Hand tastete suchend nach dem braunen Pagenköpfchen des Knaben.

Georg Mahr umgab sie mit liebender Fürsorge, er las ihr aus Büchern vor, er betreute sie wie eine Mutter — die ganzen langen Wintermonate. Und er wollte es sich selbst nicht gestehen, daß sie ihm endlos lang erschienen.

Dann kam der Frühling. Strahlend stand die Sonne im kühlen Lichtblau des Frühlingshimmels. Lockend klang der Finkenruf, die Lerchen stiegen himmelwärts und der Mann saß in wachsender Ungeduld bei der blinden Frau, las ihr vor mit gelanggweilter Stimme und unterdrücktem Gähnen.

„Geh doch ins Freie!“ bat Brigitte. „Schau, die Sonne scheint so warm, ein wenig Zerstreuung wird dir gut tun.“

Da nickte er, sprang auf und lief stundenlang durch sprossende Felder, durch jungen, grünen Wald, berauscht von Sonne und Frühlingsluft.

Brigitte ging unterdes sinnend die Kieswege des Gartens entlang, und da kam ihr zum erstenmal der Gedanke, welch ein Opferleben der Mann an ihrer Seite führte.

Einmal hörte die Blinde Georgs Stimme durch das Haus schallen: „Herrgott, dieses Hundeleben halte ich nicht mehr aus. Ich habe Plage und Aerger genug in der Fabrik. Ich kann mich nicht auch noch um diese ganze verlotterte Wirtschaft kümmern!“

Als der Gatte in ihr Zimmer kam, da baten ihn die armen, lichtlosen Augen um Geduld.

„Wir könnten ja meine Freundin Martina Kemp bitten“, sagte Brigitte leise. „Sie ist an die Führung eines großen Haushaltes gewöhnt und nicht in glänzenden Verhältnissen bei den vielen Geschwistern daheim. Vielleicht kommt sie.“

„Meinetwegen — Martina oder eine andere. Nur Ordnung möchte ich haben und nicht täglich bestohlen werden im eigenen Hause!“ — —

Und so kam Martina Kemp ins Haus.

In jäh aufwallender Bewegung hatte Martina die weiße Hand der Blinden geküßt, die tastend und prüfend über ihr Gesicht geglitten war.

Am Abend fragte Brigitte ihren Mann, wie Martina aussehe.

„Wie sie aussieht? Nun, das weißt du doch von früher.“

„Ich meine, findest du sie hübsch?“

„Ja weißt du, Brigitte, das ist ein dehnbarer Begriff. Mir gefiel sie nicht.“

Er log, denn als er dem Mädchen zum ersten Male in die grauschimmernden Augen gesehen hatte, da war er wie von einem feurigen Schlag getroffen worden.

Brigitte seufzte.

Aber Jugend und Frohsinn kamen mit Martina ins Haus. Und dabei ging alles wie am Schnürchen, es gab keinen Zank, keine Unordnung mehr.

Brigitte zog sich still zurück, es war, als weiche sie ganz zurück in den Schatten ihres dunklen, sonnenlosen Lebens.

Aber in diesen einsamen Stunden kämpfte sie gegen einen grollenden Haß auf ihr Schicksal. Oh, nur sehen! Sehen können, was um sie vorging!

Sie dachte an keine Untreue. Eine blinde Frau betrügen? Nein, dessen war ein Mann wie Georg Mahr nicht fähig. Und dennoch fühlte sie, daß sie ihn verloren hatte. — — —

Schwül brütete die Sommersonne auf der Erde. Eine innere Unruhe trieb Brigitte aus ihrem Zimmer. Sie war ja jetzt immer so viel allein. Und in dem Erfühlen des nahenden Gewitters packte sie plötzlich eine gräßliche Angst vor dem Alleinsein, vor irgendeiner Gefahr.

Georg war heute nachmittag nicht in die Fabrik gegangen; wo war er nun so lange? Unsicher, tastend ging Brigitte nach dem Garten, tastete sich weiter durch die verschlungenen Wege. Da kam der kleine Rolf ihr entgegengelaufen.

„Wo ist denn Tante Martina? Ich dachte, du wärest bei ihr.“

„Tante Martina ist im Garten, Mama.“

„Weißt du nicht, wo Papa ist?“

„Papa ist auch im Garten, und wir haben Verstecken gespielt. Du, das war lustig, Mama!“

Brigitte sagte kein Wort darauf. Als sie später alle beisammensaßen, brach tobend ein Gewitter los. Der kleine Rolf fing zu weinen an.

„Komm zu mir, Rolf“, rief Frau Mahr, aber der Knabe hörte nicht. Er hatte den Kopf in Martinas Schoß versteckt. Der armen Mutter war, als stünde sie ganz allein und verlassen im Dunkel der wild rasenden Gewitternacht. — —

Es war Winter geworden, und Weihnachten war nicht mehr ferne, und immer waren Georg und Martina unterwegs — unzertrennlich! Kamen sie heim, dann brachten sie einen Hauch von Kälte, einen Hauch von Jugend und Frohsinn ins Haus.

Da hielt es Brigitte nicht länger aus und bat eines Tages Martina aufs Zimmer zu sich.

„Schau, Martina, ich möchte dir, ehe ich das, was ich dir sagen muß, die Versicherung geben, daß ich dir und meinem Manne vollkommen vertraue. Aber euch immer beisammen zu wissen, nicht sehen zu können, was um mich vorgeht, wird mir allmählich zur unerträglichen Qual. Und siehst du, Martina, aus der Qual dieser Tage und Nächte wuchs in mir der Entschluß, mich zum Opfer zu bringen, meinen Mann freizugeben. Ich begreife ja vollkommen, daß das furchtbare Dasein an der Seite einer blinden Frau ihn langsam zermartert. Er ist ja noch so jung und lebensfroh . . .“

„Du willst — deinen Mann — freigeben?“

Atemlos sprach Martina ihr die Worte nach.

Die Aussprache konnte an diesem Tage nicht fortgesetzt werden, da Georg in der Tür erschien.

Am nächsten Morgen kam Fräulein Kemp nicht zum Frühstück, und das Mädchen meldete mit einem leisen Lächeln, daß sie in aller Morgenfrühe weggefahren sei.

„Auf dem Schreibtisch des gnädigen Herrn liegt ein Brief.“

Mit steifen, schweren Schritten ging Georg Mahr in sein Zimmer, und mit großen, schreckstarren Augen las er Martinas Abschiedsbrief.

Er war so versunken in Schreck und Schmerz, als er zu Ende gelesen hatte, daß er die leise nahenden Tritte nicht hörte. Erst als Brigittes Hand sich auf seine Schulter legte, fuhr er auf.

„Brigitte — du?“

„Ja, Georg. Ich bin gekommen, weil ich weiß, daß du Trost brauchst.“ — „Du weißt?“

„Ja, Georg, ich weiß oder ahne wenigstens alles. Du bist ja so jung, du kannst nicht immer in dem traurigen Käfig sitzen neben einem geblendeten Vogel. — Du sollst auch nicht in der dunklen Haft sein, die mein Schicksal geworden. Du sollst dich nicht krank sehnen nach Martinas Lachen und Frohsinn. — Und weil ich dir so ganz vertraue, weil ich weiß, daß du nie und nimmer deine blinde Frau betrügen könntest, darum bin ich gekommen, dich zu bitten — Martina zurückzurufen!“

Der Mann vor ihr vergrub den Kopf in die Hände und war erschüttert von der selbstlosen Großmut einer Liebe, die ihn besiegte.

„Nein, Brigitte, so viel Seelengröße hat mich sehend gemacht. Wir wollen in Zukunft Hand in Hand durchs Leben gehen. Du aber, die Blinde, soll mich, den Sehenden, führen, denn deine lichtlosen Augen haben besser und treuer gewacht als die meinen!“

Da brach ein Jubelschrei von Brigittens Lippen. — In diesem Augenblicke kam der kleine Rolf herzugetrippelt und schaute mit großen, verwunderten Augen auf die Eltern, die sich eng umschlungen hielten.

Den Finger am Munde blieb er staunend stehen, denn er fühlte in seinem reinen Kinderherzen, daß für Vater und Mutter jetzt eine hohe Weihestunde des Lebens gekommen war. — —